

4. Adventssonntag

Immanuel (Jes 7,10–14 / Mt 1,18–24)

Gott mit uns

Gott mit uns – so stand es auf den Koppelschlössern deutscher Soldaten in den Weltkriegen des vergangenen Jahrhunderts. Für viele mag es ein Segenswunsch gewesen sein, nicht auf sich allein zurückgeworfen zu sein im tödlichen Inferno der Bomben und der Granaten. Es ist zutiefst menschlich, sich an Ihm festzuhalten, wenn kein Halt mehr ist im Abgrund des Lebens und Sterbens, Er möge mit uns sein, wenn nichts auf der Welt mehr hält und trägt.

Von uns Nachgeborenen, denen die Zeitgenossen der Weltkriege meist schon weggestorben sind, mag das als zynisch empfunden werden: Gott vereinnahmt für einen zutiefst ungerechten und verbrecherischen Aggressionskrieg, Gott an die „eigenen Fahnen geheftet“, gegen die Feinde ins Feld geführt, gegen die „Gottlosen“. Gott mit uns – und mit unseren Waffen.

Draußen, drunten

Sehr unweihnachtliche Gedanken an diesem vierten Adventssonntag; herbeigebracht von der Jesaja-Lesung und dem Evangelium nach Matthäus, das auf die Jesaja-Lesung Bezug nimmt. Die junge Frau soll ein Kind gebären und es Immanuel nennen, Gott mit uns; so bei Jesaja. Nach dem Matthäusevangelium soll die junge Frau Maria ihrem neu Geborenen den Namen Jesus geben – Gott rettet aus dem Abgrund der Schuld. Und *man* wird ihn Immanuel nennen: Man wird in ihm den erkennen, in dem Gott mitten unter uns da ist, mitten unter uns unsere Rettung ist.

Daher also kommt die Aufschrift auf den Koppelschlössern: der Doppelname eines Judentinkes: Jesus – Immanuel, Gott rettet – Gott mitten unter uns. Dass man diese Aufschrift noch zugelassen hat, als in der Heimat und in den besetzten Ländern auf alle Jagd gemacht wurde, die Emmanuel hießen, weil sie Juden waren! Die Versuchung, sich Gott an die eigenen siegreichen Fahnen zu heften, mag stärker gewesen sein. So oft schon war sie stärker, wenn auch kaum mit der zynischen Anmaßung eines gottlosen dritten Reiches. Gott und militärischer Sieg; der stärkere Gott beim siegreichen Volk: so schien es zusammenzugehören, so schien es sich zu gehören für einen Gott, auf den man sich verlassen und mit dem man rechnen konnte.

Und dann dieses weihnachtlich-karfreitäßliche Gegenbild des Immanuel: ein Neugeborenes, weit draußen am Rande der Welt auf die Welt gekommen, wo gerade noch Platz für die Ärmsten und die Tiere ist. Jesus – Gott rettet; und der Retter ist ein Ausgestoßener, nicht einmal in ordentliche Familienverhältnisse hineingeboren, wie es scheint; nicht einmal in ein anständiges Haus.

Man wird ihn Immanuel nennen: Gott mit uns; ihn den Verlierer; ihn – noch am Kreuz fertiggemacht, wo es nichts mehr zu gewinnen gibt. Nicht Gott im glanzvollen Sieg der Waffen, sondern Gott mit uns, weil *mit ihm, ganz in ihm*, dem Gekreuzigten: Genau das hat das Matthäusevangelium schon im Blick, wenn es durch den Mund des Engels die „Prophezeiung“ kundwerden lässt: Man wird ihn Immanuel nennen.

Wie Gott rettet

Die Pointe, heute schon, am vierten Adventssonntag von den Schrifttexten gewissermaßen vorweg zur Sprache gebracht, damit man sie nie vergesse, das ganze Jahr nicht, die Jahre nicht, in denen man dem Auf und Ab von Glück und Leid, von Freude und Verzweiflung ausgeliefert ist: Gott rettet, weil er noch dabei ist und „darin“ ist, wenn es zum Äußersten kommt, zum Unvorstellbaren, wenn in den Abgrund hineingestorben werden muss, allein, haltlos. Im Abgrund ist Er; in Ihn fallen wir hinein, wenn wir fallen, in Ihn sterben wir hinein, wenn wir sterben, Jesus nachsterben, den man Immanuel nannte.

Wenig weihnachtliche Gedanken? Muss man den Herz-erwärmenden Anfang im Stall von Bethlehem denn gleich vom Ende auf dem Golgotha bei Jerusalem her sehen? Nein umgekehrt: Man darf dieses Lebensende vom Anfang her sehen. Da ist ein Anfang, der nicht aufhören wird anzufangen. Weil Gott nicht aufhören wird, mit uns anzufangen, wie er nicht aufgehört hat, in seinem Immanuel da zu sein und sein Volk zu retten; wie sein Immanuel nicht aufhören wird, mitten in seinem Volk da zu sein, „alle Tage bis zum Ende der Welt“ (Mt 28,20).

Er mit uns. Wir mit Ihm?

Aber da bleibt die eigentliche adventlich-weihnachtliche Frage, die Frage, die uns Papst Franziskus mit seinem apostolischen Schreiben *Evangelii gaudium* gestellt hat: Wenn Er hier, mitten im Leben, an seinen Grenzen, in seinen Abgründen mit uns sein will, wollen wir denn *mit Ihm* sein? Da sein, wo Er ist, wo er in seinem Christus da ist? Da, wo Men-

schen ausgegrenzt, entsorgt werden, regelrecht Müll sind? Mit den Hirten zu Weihnachten fängt es an. Höchst erstaunt und irritiert gehen sie dahin, wo Er ist, gerade eben angekommen ist, ganz am Rande, ganz draußen. Und sie freuen sich von Herzen, als sie das Neugeborene da liegen sehen. Wie sollte man sich nicht freuen über ein Neugeborenes, wenn es denn willkommen ist, nicht stört, die Angehörigen nicht in Not bringt.

Aber genau da, wo Not ist, ist Er da; die Endzeitparabel in Mt 25,31–46, die wir vor ein paar Wochen gehört haben, macht das fast unerträglich deutlich: Man begegnet Ihm bei den Ausgegrenzten, Schwachen, Gescheiterten, Kranken. Da geht keine und keiner gern hin. Aber da ist der Ort, mit Ihm zu sein; nicht zuerst in den Kirchen, den feierlich-geschützten religiösen Räumen.

Und dann noch dies: Er ist ganz bestimmt nicht da, wo man Menschen mit Ehren überhäuft, vor ihnen buckeln, ihnen nach dem Mund reden muss; Er ist nicht bei den Großen, Bedeutenden, bei den Fast-Göttern. Da sollten wir nicht hingehen und wie gebannt hinschauen. Da treffen wir Ihn nicht, auch wenn sich Kirchenfürsten hie und da so aufspreizen, dass man meinen könnte, sie wären der göttliche Mittelpunkt der großen oder kleinen Welt. Nein, Er ist an den Rändern; Er ist nicht im Mittelpunkt: am Rand der anständigen „bürgerlichen“ Gesellschaft, an den Rändern der von Sesshaften und Wohnungsbesitzern okkupierten Welten, an den Rändern der Lebenswelten, in denen wir gern da sind. Keine und keiner geht gern hin. So ist das eben. Er aber ist da, damit wir hingehen, wenigstens nicht aus dem Blick verlieren, was man an diesen Rändern alles mit ansehen muss. Gerade zu Weihnachten, dem Fest des Dazugehörens. Wir dürfen zu Ihm gehören, weil Er uns besucht! Ja, weil Er uns heimsucht, daheim aufsucht. Aber genau mit dieser aufdringlichen Frage sucht Er uns heim: Wie stehts um Deine Türen? Für wen stehn sie offen. Und gehst Du hinaus, auch dahin, wo es weh tut?

Wenig weihnachtliche Gedanken. Vielleicht doch nicht, wenn man weiter denkt. Tröstliche Gedanken: Da draußen, wo Menschen verlassen sind, nicht mehr können, nicht mehr wollen, da werden wir auch einmal sein, erzwungenermaßen. Und dann ist Er da. Und mit Ihm all jene, die mit Ihm sein wollen – und es nicht zulassen, dass Er mit denen da Draußen, am Ende der Welt und an den Rändern des Lebens allein ist.

Jürgen Werbick